

Nr. 82. Bromberg, den 10. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

Die Mienen des Kaisers erhellten sich wieder. „Ich schwöre darauf, daß uns das Nachtmahl munden wird, wenn Sie es gekocht haben, schönes Kind . . .“

Hilarius unterbrach ihn mißbilligend. „Meine Tochter hat nichts mit dem Kochen zu tun. Das besorgt die Nani. Feiner als Franziska kann kein Königskind sein. Wer hätte auch solch herrliches Haar wie sie?“

„Du, Vater!“ erwiderte Franziska scherzend.

„Rothaar!“ meinte Kaiser Franz.

„Goldhaar!“ schwärmte Hardenegg.

Franziska sandte dem flotten Husaren ein Lächeln zu, wandte sich dann an den Kaiser: „Ja, rot ist es, rot. Nicht wahr, Sie haben noch kein so rothaariges Mädchen gesehen?“ Plaudernd begann sie den Tisch zu decken. „Ich weiß, es ist häßlich und vielleicht eine Schande. Anderen Rotköpfen wird im Kindesalter das Haar von den Müttern so lange mit Nußöl eingerieben, bis es sich braun färbt. Mir hat das niemand getan, denn ich wuchs ohne Mutter auf, und meinem Vater gefiel es, weil es dem seinen ähnelt.“

Hilarius hörte beglückt seiner Tochter zu, die in seinen Augen eine Perle der Natur war. Er erzog sie auf seinem kleinen Besitztum in Altofen wie eine Fürstentochter. Er unterrichtete sie und wählte ihr selbst die Kleider aus, die sie an langen Winterabenden und sonnigen Sommernachmittagen gemeinsam nähten. Jetzt trug sie einen braunen Seidenrock, unter der Brust mit einer Schleife zusammengebunden, wie es die neueste Mode verlangte, dazu eine Weste aus rotem Samt und rote Stiefeletten. Künstlerhände hatten das Gewand entworfen und zugeschnitten, ganz modisch und doch mit der Eigenart einer besonderen Welt.

Franziska neigte sich, die Servietten ordnend, über den Tisch, so daß das volle Licht der Kerzen ihr Kupferhaar umkoste.

„Hatte ich nicht recht?“ rief Hilarius begeistert. „Meine arme Frau war blond — die Herren können es sehen: Dort hängt ihr Bild! Sie starb, als meine Tochter zur Welt kam. „Ein rothaariges Mädchen!“ — das waren ihre letzten Worte, und dabei hätte sie auf diese Unbill gefaßt sein müssen, als sie mich zum Manne nahm. Unbill?“ — er lachte leise — „nein, nein — Wonne! Meine Tochter kann nicht so sein wie die anderen. Sie ist einzig und gehört mir ganz allein. Niemand soll es wagen, sie mir zu nehmen!“

„Das ist so seine Idee! Darum durfte ich auch nicht heiraten und bin eine alte Jungfer geworden — mit meinen zweiundzwanzig Jahren!“

„Du bist weder zweiundzwanzig noch zehn noch dreißig!“ wetterte der Uhrmacher erbost. „Bist weder jung noch alt; du bist Franziska, meine Tochter!“

„Ach, Vater, du machst die Herren noch glauben, daß du einen besonderen Schatz hütest und vor den Augen der Welt verbirgst. Denn niemals noch bin ich von Hause fortgewesen. Meine Ballkleider darf ich manchmal des Abends anziehen —, aber nur für uns beide. Wenn unsere Musikuhr spielt, flattern kleine Tänzerpaare durch ein Türchen heraus, und dann tanze auch ich mit meinem Vater Menuett und Walzer. Wenn wir müde geworden, setzen wir uns, und mein Vater erzählt, wie es auf Bällen zugeht — wie die Herren galant sind und die Damen sich ziervoll bewegen. Er erzählt, und ich höre zu . . . Vater sagt, die Wirklichkeit sei nicht schön; sie werde es nur dann, wenn sie schon zur Erinnerung geworden. Er gibt mir diese Erinnerungen; denn das Leben mit Erinnerungen zu beginnen, ist fein und zart, und man kann niemals enttäuscht werden. So hat mich mein Vater gelehrt. Aber darum . . .“

„Sieh nach dem Nachtmahl, Franziska!“ brummte Hilarius unwirsch.

„Eine närrische Geschichte!“ murmelte Kaiser Franz.

Hardenegg aber fühlte sich vom Bannkreis eines Mädchens umfangen: Der rauhe Vater, die verwunschene Prinzessin — und er . . . Selbst das Unwahrscheinlichste schien in dieser Umgebung wirklichkeitsnah.

Prinzessin Franziska bot indes ihren Gästen Kalbsbraten an und dann als festliche Beigabe eine würzige Weinsuppe. Als sie die Suppenschüssel kredenzte, glitt aus ihrem Halsausschnitt ein goldenes Medaillon, das sie an dünnem Kettchen trug, und klirrte gegen den Teller.

Der Kaiser nahm das Schmuckstück in die Hand, zog Franziska neckend näher: „Ei, ei, vielleicht sind wir doch nicht so einsam! Vielleicht haben wir heimlich jemand in unser Herzl geschlossen? Lassen S' doch schaun, ob er so hübsch ist wie Freund Rudi!“

Behutsam öffnete er das Medaillon, doch im nächsten Augenblick verfinsterten sich seine Mienen. „Napoleon!“ hauchte er dumpf.

Franziska ließ den Verschluß wieder zuschnappen, und dies leise Knacken schien den Kaiser zu beruhigen. Das Mädchen verbarg ihren Schatz, preßte erglühend die Hand aufs Herz: „Ja, Napoleon! Er ist nicht so schön wie Ihr Freund, aber er ist der Herr der Welt. Und niemand liebt ihn wie ich.“

„Schau' an!“ knurrte Franz. „Haben Sie auch das von Ihrem Vater gelernt, kleine Hexe?“

Meister Hilarius wehrte ab: „Das schon nicht! Ich bin froh, daß der Tyrann endlich gefangensitzt. Auf Elba mag er in seinem grauen Rock spazierengehen, den berühmten Dreispitz auf dem Kopf, aber an Stelle der Kokarde das Wappen der Insel: eine kleine Biene im weißen Felde — sonst nichts.“

Hierüber mußte der Kaiser wieder lachen: „Ein schönes Erbe für den Sohn des Advokaten aus Ajaccio!“

„Und er ist doch der Schwiegersohn des Kaisers Franz!“ maulte Franziska.

Die Herren tranken auf das Wohl des Siegers. Das Mädchen aber ging in ihr Zimmer, setzte sich ans Spinett und begann ein Mozartsches Menuett.

Franz erhob sich. „Der Nepomuk bleibt lange!“

Hardenegg erbot sich, nach dem Wagen zu sehen, und Meister Hilarius blieb mit dem Monarchen allein. Dem wunderlichen Uhrmacher gefiel der Fremde mit der hohen Stirn, und er würdigte ihn der seltenen Auszeichnung, seine Werkstatt besichtigen zu dürfen. Durch einen dunklen Raum begab man sich in das große Hinterzimmer. Am Fenster stand ein langer Tisch, über und über bedeckt mit Tausenden von Rädchen, Spiralen und allerhand Werkzeug. Von den Regalen an der Wand aber tickten unzählige Uhren dem Fremden im grauen Mantel entgegen.

Rätselhafte Geheimnisse schlummerten in diesem Halbdunkel, und ungekannte Wunder wies der Meister seinem Gast. Der Kaiser zeigte lebhaftes Interesse, blinzelte mit seinen farblosen Augen und spitzte die Lippen wie ein neu-

gieriges Kind. Hilarius stellte eine große schwarze Ebenholzuhr auf den Tisch, entzündete rings acht Kerzen, stellte den Zeiger auf Acht und zog an einer grünen Seidenschnur. In einem blauen Bassin glitzerte klares Wasser zwischen den Säulen des Gehäuses, und aus der Tiefe schimmerten bunte Steine. Als die Uhr klangvoll ihre Stimme erhob, schwamm ein silberner Schwan hervor, dem sich bei jedem weiteren Schlag ein neuer Silbervogel gesellte; und so gaben, von acht hallenden Tönen begleitet, acht Silberschwäne kund, daß es Abend sei.

„Wie ist es möglich, daß Ihnen noch niemand dieses Meisterwerk abgekauft hat?“ fragte der Kaiser.

„Weil ich es nicht hergebe!“ In meiner Werkstatt in Pest fertigen meine Gesellen die Uhren, die ich in meinem Stand auf dem Marktplatz verkaufe. Die Werke hier mache ich nur für mich.“

Der Kaiser lächelte gnädig. „Würden Sie auch mir keine ablassen?“

„Nein, mein Herr, auch Ihnen nicht! Sie sind mir sympathisch — ich könnt' Ihnen wohl vieles geben, nur meine Uhren und meine Franziska nicht. Aber, wenn Sie wollen, zeig' ich Ihnen noch schönere als diese. Schauen Sie her — nur anfassen dürfen Sie nichts! Stellen Sie sich ein wenig weiter ab!“

Kaiser Franz machte gehorsam Platz und deutete auf eine Uhr, die auf braunen Säulen ruhte; denn auch im matten Licht der Kerzen war ihm nicht entgangen, daß auf dem mit goldenen Löwentatzen geschmückten Sockel eine kleine Napoleonstatue stand. Der Imperator saß zu Pferde; er trug weiße Hosen, hohe Lackstiefel, grauen Mantel und auf dem Haupt den berühmten Hut.

„Das ist doch gewiß Fräulein Franziskas Uhr?“ meinte der Kaiser ironisch.

„Wenn der Herr Graf sehen, womit sich diese Uhr mittags und mitternachts beschäftigt, werden Sie anderer Ansicht sein.“

Die Uhr war schwer; der Monarch half dem Meister sie auf den Tisch zu stellen. Hilarius richtete den Zeiger auf Mitternacht und gab dem Kaiser die rote Schnur in die Hand. Franz wartete gespannt, was nun geschehen mochte. Als der erste Schlag ertönte, öffnete sich ein kleines Fenster zu Häupten des Korsen, und ein winziger goldener Hammer tat einen Schlag auf seinen Hut. Zwölfmal schlug der Hammer, und nach dem zwölften Schlag fiel dem Tyrannen der Hut herab.

Der Kaiser lachte laut: „Das ist was für Marie Louise!“ Seine grünlichgrauen Augen leuchteten, und er klatschte, als sei er im Theater: „Noch einmal!“

So hatte ihn selten etwas belustigt. Er vergaß den Wagen, vergaß Nepomuk und Hardenegg. Doch auch Hardenegg dachte nicht an seinen Kaiser. Denn während diesen die Wunder der Uhren des Meisters Hilarius gefangenhielten, fesselte ihn die Tochter des Meisters mit den Reizen ihres unschuldigen Wesens, der Musik ihrer Worte.

Als er nämlich mit der Meldung zurückkehrte, daß der Wagen noch nicht in Ordnung sei, saß Franziska noch immer am Spinett. Vom Speisezimmer her konnte man sehen, wie sie, dem Spiel hingegeben, den Kopf träumerisch neigte. Lind glitten ihre Finger über die Tasten. Vorsichtig schlich Hardenegg bis zur Tür und verharrte mit angehaltenem Atem, wie kurz zuvor, als er den roten Kranich beobachtete.

Mit rosigem Lächeln wandte Franziska sich ihm zu: „Kommen Sie doch herein! Sehen Sie — dies ist mein Zimmer!“

Ihr Zimmer! Der Beglückte trat ein wie ein stolzer junger Vogel in den goldenen Käfig freiwilliger Gefangenschaft . . .

Zwischen weißen Wänden glänzten blanke schwarze Möbel mit dunkelvioletten Stoffbezügen. Diese Farbe erfüllte das Zimmer mit dem Stimmungsduft sammetweicher Levkoien. Ein Stickrahmen stand am blumengeschmückten Fenster.

„Was sticken Sie?“ fragte der Husar.

„Ich sticke mir ein Kleid.“

„Wann wollen Sie es tragen?“

„Wer weiß es!“

„Haben Sie noch viel daran zu tun?“

„Nein, es ist schon fertig. Heute nachmittag hab' ich es vollendet.“

Franziska nahm ein besticktes Stück aus der Kommode und breitete es vor Hardenegg aus. Es war ein einzigartiges rosafarbenes Gewebe, und ihre geschickten Finger hatten es mit weißen Rosenblättern verziert.

Der junge Husar berührte behutsam den leichten Stoff: „Ich verstehe nicht viel davon aber es ist gewiß wundervoll. Sind alle Ihre Kleider so seltsam wie das, was Sie tragen, und wie dies rosafarbene hier?“

Franziska lachte: „Warum seltsam? Wir denken sie uns eben aus! Mein Vater zeichnet sie und schneidet sie zu; und ich sticke und nähe.“

„Aber wie können Sie solche Formen erfinden? So kleidet sich doch sonst niemand auf der Welt!“

„Wie wir sie erfinden? Die Blumen, die Bäume, die Blätter, die Vögel lassen sie uns einfallen.“

„Auch die Vögel? Wissen Sie, daß ich heut einen Vogel sah, wie ihn noch keiner erschaut? Einen roten Kranich! Ich und der Kai . . . Einen roten Kranich, den Vogel der Jugend, das Sinnbild der Liebe. Er war herrlich. Wir hätten ihn so gern erbeutet, um eine seiner Federn der Kaiserin Ludowika zu bringen. Aber er entwischte uns.“

„Sie kennen die Kaiserin? O — erzählen Sie von ihr!“

„Die Kaiserin?“ Die Erinnerung an sie machte Hardenegg zum sanften Schwärmer. „Sie ist schön, traurig, vornehm und fein, und sie wird im Lärm des Wiener Hofes dahinwelken wie eine Blume, die, in fremde Erde versetzt, nicht mit Sorgfalt gepflegt wird.“

„Aber der Kaiser liebt sie doch?“

„Er liebt sie sehr . . . Darum hat er sie ja aus Mailand nach Wien gebracht. Aber sie verstehen einander nicht; Wien ist zu grau, zu laut für unsere Kaiserin. Maria Ludowika Beatrice d'Este — so hieß sie früher — ist in Stille und Einsamkeit aufgewachsen; sie hat bleiche Hände, langes, schweres Haar und ein schmales Antlitz. — Kaiser Franz liebt einfach-fröhliche Feste; Maria Theresia, unsere selige Monarchin, seine zweite Gemahlin, paßte zu ihm; damals herrschte lustiger Trubel im Königsschloß. Aber Ludowikas Welt ist eine andere Welt; ist voller Träume und Sehnsüchte. Auf ihrer Hochzeit tanzte sie ihr erstes Menuett. Ich sah sie; sie hatte nie zuvor getanzt, und doch waren alle von ihrer Grazie bezaubert.“

Schimmernden Auges lauschte Franziska. „Oh, wie gern möcht' ich auch einmal dabei sein und mit den Prinzen Walzer tanzen!“

Hardenegg blickte das Mädchen an, und seine Stimme war voll überzeugender Kraft. „Warum wünschen Sie sich das, Fräulein Franziska? Auch die Kaiserin hat sich einst nach Wien gesehnt — und wurde unglücklich. Der Hof, die Aufregungen in der großen Welt sind Mörder aller friedsamen Gefühle. Dort halten die Fesseln der Eitelkeit die Menschen im Bann, die nur den Schein erwecken wollen, daß Triumph und Erfolg ihnen gehören. Glauben Sie mir: Nirgends kann heimlicher Schmerz aus so kummervollen Augen blicken wie dort, wo das Leben lärmend feiert!“

„Ich will doch hingehen!“ Trotzig warf sie die Lippen auf.

„Mag sein! Aber dieser Wille kann nicht so stark sein, wie nach dem Rausch weniger Wochen der Drang in Ihnen sein wird, von dort zu entfliehen. Dort kann man sich nicht nach Blumen und Vögeln kleiden, dort steigen keine Wunderkraniche auf, um . . .“

„Und doch und doch — —! Ich will wissen . . . Mein Vater hält mich eingeschlossen, und ich ertrage diese Gefangenschaft nicht länger! Auch ich möchte leben! Hier sehe ich niemand, hier geschieht nichts . . .“

Die Uhr auf der schwarzen Kommode begann sich zu regen; ein goldener Adler lüftete bei jedem Schlag die Flügel.

„Sehen Sie, das ist meine Uhr! So wie dieser gefangene Adler, so quäle ich mich: flugbereit, doch gefesselt. So möcht' auch ich fliegen . . . auch ich . . . wie Napoleon . . .“

Hardeneggs Auge streichelte bewundernd das Haar und das erregte Gesicht des Mädchens: „Bei Gott, mein schönes Fräulein, Größe und Glück gehen meistens getrennte Wege!“

„Für mich kann aber nur Größe Glück bedeuten!“ Franziska zog die dunklen Bogen ihrer Brauen zusammen, ihr Blick verlor sich in der Ferne.

Hardenegg faßte sanft nach ihrer zur Faust geballten Hand: „Ihr glühendes Goldhaar, das schöner ist als eitler Ruhm, kostbarer als ein Königreich! Fräulein Franziska, ich . . .“

Schritte klangen aus dem Nachbarzimmer. Nepomuk kam; der Wagen war vorgefahren. Franziska zog verlegen ihre Hand aus der des Offiziers. „Rufen wir Ihren Freund! Er ist in meines Vaters Werkstatt.“

Der Kaiser ließ den goldenen Hammer noch einmal auf Napoleons Kopf schlagen, dann standen sie alle im Torweg und nahmen Abschied. Hilarius leuchtete aufmerksam seinen Gästen. Ein zweites Licht zitterte in der Hand Franziskas, die verstört an der Wand lehnte. Sie hätte die Minuten halten mögen, denn sie war überzeugt, daß mit dem heutigen Abend die letzte Befreiungsmöglichkeit aus ihrem Dasein schwinde. Bebend seufzte sie dem herantretenden Hardenegg zu: „Sie gehen — kommen niemals wieder! Und ich muß hierbleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Norm.

Von Fanz Adam Beyerlein.

Jüngst hatte ich eine Dame zu Tisch zu führen, eine wirkliche Dame, obwohl sie geradezu auffällig geschminkt und gemalt war. Dabei hatte sie es nicht einmal so arg nötig. Sie wäre auch ohne Schminke passabel gewesen. Nun, vor Jahr und Tag sahen in Laon, Douai und Cambrai Madame und Mademoiselle vor 12 Uhr mittags auch ganz anders aus als nachher, aber was zum Teufel kann eine deutsche Frau dazu bringen, ihre französischen Schwestern just mit dieser abscheulichen Mode nachzuäffen? Zugegeben auch: Eine Frau soll ihren Mängeln — freilich welche Frau ist nicht vollkommen? — auf eine zarte und schickliche Art nachhelfen dürfen, aber was in aller Welt nötigte diese wirkliche Dame, sich so toll aufzutakeln und die volle Kriegsbemalung jener bedauernswerten Geschöpfe aufzupinseln, die um der leidigen Not willen fein oder plump auf den Männerfang ausziehen müssen? Warum überschritt sie so empfindlich die Grenzen auch eines weitherzigen Geschmackes? Im ganzen: Warum schweift heutzutage die Mode so besonders wild und wüst aus?

Mir scheint: Es fehlt die regelnde, mäßigende Norm. Früher borgte sich alles, was für voll gelten wollte, sein gesellschaftliches Gesetz von den fürstlichen Höfen und von den Offizierkorps. Ein Hofmarschall war schlechthin Autokrat, und ein Regimentskommandeur brauchte zu seiner Gattin nur früh beim Kaffee zu sagen: „Du, hör mal, ich glaube beinahe, diese kleine Frau Leutnant Habermuß von der dritten Kompanie schminkt sich!", — so schminkte sich Frau Leutnant Habermuß binnen kürzester Frist bestimmt nicht mehr. Das tat höchstens noch die Kommandeuse. Es wurden damit der Schönheit keine Tempel errichtet, aber immerhin dem allzu wilden Größenwahn der Modeherrscher Dämme vorgebaut.

Wie steht es jetzt damit? Die Gewalten, die sich an die verlassenen Stellen gesetzt haben, sind noch wurzellocker und besitzen nicht die Sicherheit der Tradition. Infolgedessen sind sie den Torheiten von Newyork, London und Paris und den Tobsuchtsanfällen ihrer oft mittelmäßigen Schneider und Friseure widerstandslos preisgegeben. Das Hirn irgendeines Fabrikanten kann das Blödsinnigste und Häßlichste erfinden, — her damit! Die Garçonne bewaffnet sich unbesehen gleich einem Fidschiinsulaner mit einer Schirmkeule, und wenn sich drüben überm großen Teich im Spritrausch ein kleines Tanzmädchen à la Buschweibchen einen Brillantring durch die Nase zieht, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß es ihm die gesamte Weiblichkeit nachtun wird.

Steht es nun besser um die Mannsleute? Gott sei's geklagt! Wie trugen vor kurzem — oder jetzt noch? — die jungen Herren z. B. ihr Haar? — Rings den Schädel kurz geschoren, nur über der Stirn einen einsamen pomadisierten Schopf. Alles schon dagewesen! Ehedem hatten sich die Clowns im Zirkus so. Sie färbten sich allerdings jene einsame Locke feuerrot, desgleichen die Nase, und krähten dann in die Arena herein: „All right, da sein wir, Herr Stallmeister! How do you do, Mister Charles?"

Also da ist auch nicht viel auszurichten. Nein, da nun einmal der Hofmarschall abgeschafft ist, wird man sich allein auf höhere Mächte verlassen müssen. Und nicht umsonst! Warum z. B. wird der Rock der Damen nicht n o ch kürzer? Es liegt kein Grund dagegen vor. Die Damen haben nichts dawider, die Herren noch weniger, die Schneider nicht und die Strumpffabrikanten erst recht nicht, — also warum? — Ein winziges anatomisches Bedenken: auch über der schlanksten Wade bleibt das Kniegelenk, besonders von rückwärts betrachtet, breit; Knochen lassen sich nun mal nicht fortmensendiecken. Das wäre dann Altmutter N a t u r als Norm. Aber dann hat auch alles seine Z e i t. Neulich besuch' ich meine kleine Freundin und Wahlnichte Gusti. Gusti ist 18 Jahre alt und viermal verlobt oder doch so gut wie verlobt gewesen, immer mit den flottesten, hübschesten jungen Männern, die man sich denken mag. Aber sie sagt: „Heiraten kann man sowas leider nicht. Was hat ein Assessor für Gehalt? Nein! Ich nehme mal einen Mann mittleren Alters in gehobener Position, am liebsten einen Bankdirektor." Und der Racker bekommt den Bankdirektor. Bestimmt! Also dieser Gusti wart' ich beim Tee der Mama auf. „Hallo, Kleines! Was ist das?" staune ich. „Erst Etonschnitt, dann aufgewärmten Pagenkopf, und jetzt beinah schon Gretchenzopf?" „Dem Himmel sei Dank, unberufen!" erwidert sie und klopft von unten an den Tisch. „Sie wachsen in der Woche 47 Millimeter. Die Zeiten ändern sich rasend schnell. Kaum kommt man nach. Vor drei Jahren war ich der ersten eine, die sich das Haar schneiden ließ. Was flogen da die Köpfe herum, wenn ich durch die Straßen ging! Und jetzt? Vor vier Wochen watschelt eine wahre Gans vor mir her, pummelig-mollig und mit dicken blonden Zöpfen rund um den Kopf. Aber sie machte geradezu Furore. Da war ich gewarnt." Sie schüttelte die bereits ganz respektable Mähne und seufzt herzbrechend: „Ach! Es ist ein Elend! Ihr Männer seid das wetterwendischste Gezücht, das man sich vorstellen kann. Wonach soll man sich nun noch richten? Wir armen, armen Frauen!"

Storchgeschichten.

Von Annie Francé-Harrar.

Störche gehören zu den klügsten Vögeln, die es gibt. Unzählige Geschichten über ihre Klugheit gehen um, die nicht minder groß ist als ihre Familienliebe. Um den guten Gebrauch, den sie von ihrem Verstand zu machen wissen, zu zeigen, möchte ich die Geschichte des Radwanger Storches erzählen, die sich vor mehreren Jahren ereignete.

Radwang ist ein Dorf nahe bei Dinkelsbühl in Franken und besitzt eine sogenannte Walkmühle, zu der auch ein mittelgroßer Fabrikkamin gehört. In Franken sind Störche noch ziemlich häufig, da sie von der Bevölkerung allgemein beschützt werden, und so baute sich denn auch auf diesem Kamin, der neben einem mächtigen Weiher steht, ein Storch an. Dem Besitzer war dies unlieb, da er fürchtete, die Rauchführung möchte leiden. Da er auf andere Weise dem Nest nicht gut beikommen konnte, ließ er den Kessel mehrere Tage lang tüchtig heizen in der Hoffnung, dem ungebetenen Mieter würde der Qualm zu groß werden, so daß er sich ein anderes Quartier suchen würde. Der Storch fühlte sich durch die unter seinem Haus hervordringenden schwarzen Rauchwolken auch sichtlich belästigt, schaffte sich aber bald Abhilfe, und zwar von einer Art, an die niemand gedacht hatte. Er flog nämlich an den Teich, brachte mit seinem Schnabel reichlich Schlamm und Lehm herbei und — mauerte ganz einfach die Öffnung des Kamins fest zu, nicht anders als ein Ofensetzer, der die Fugen glatt verstreicht. Der Rauch hörte auf, die Störche blieben Sieger. Der Besitzer der Mühle mußte sich wohl oder übel fügen und wurde von den lieben Nebenmenschen nicht wenig ausgelacht.

Man wird zugeben, daß man einem Geschöpf, das mit solcher Überlegenheit seine Angelegenheiten zu ordnen versteht, auch in allem übrigen eine ziemliche Dosis vernünftiger Handlungsweise zutrauen darf, sogar muß. Darum muten die vielen Geschichten, die von Storchehen und den mancherlei Klippen, an denen sie zuweilen scheitern, erzählt werden, keineswegs so unglaubhaft und übertrieben an, wie jene Menschen es gerne darstellen möchten, die sich nie ernsthaft mit anderen Lebewesen beschäftigt haben oder an diese Beschäftigung nur mit der Überzeugung der absoluten, himmelhohen Überlegenheit des Menschen herangingen. Bei dem ernsthaften Charakter und Wesen, das der Storch bei vielen Gelegenheiten zeigt, fallen eben auch alle seine Gefühlsbewegungen leicht tragisch aus.

So ist die Handlungsweise eines Storchweibchens zu bewerten, die der unsterbliche alte Brehm vom Schloß Kempen berichtet. Es war der ausgesprochene Fall einer Eheirrung, nur daß sich die Untreue des Gatten nicht im geheimen, sondern in vollster Öffentlichkeit vollzog, angestiftet von einer noch ledig herumschweifenden Storchdame, die sich erst einfand, als die Gattin bereits brütete. Die Sache ging so weit, daß der Mann mit der Abenteurerin davonflog und sich um alles übrige nicht mehr kümmerte. Da beging die verlassene Störchin eine Verzweiflungstat. Sie warf die schon angebrüteten Eier aus dem Nest und füllte dieses ganz mit Rasen aus, wodurch es unbewohnbar wurde. Traurig irrte sie noch einige Tage in der Nähe umher und war dann plötzlich nicht mehr zu sehen. Die beobachtenden Menschen konnten nur vermuten, daß ein Pärchen, das erst Ende August wieder erschien, der einstige Gatte mit seiner neuen Frau sei. Sie brachten mit viel Mühe das Nest wieder in einen wohnlichen Zustand, brüteten aber nicht mehr, wenigstens nicht in diesem Jahr.

Sonst scheint, etwa so wie bei uns noch im 18. Jahrhundert, auch unter den Störchen ein ausgeprochenes Männerrecht zu herrschen. Ehebrecherische Frauen werden unter diesen Vögeln mit dem Tode bestraft, während man gar nichts davon hört, daß dieses Urteil auch an Männern vollstreckt wird. Ich will nur einen dieser Berichte hierher setzen, der aus Griechenland und dem Jahre 1882 stammt.

Es ist der kleine, oder doch zumindest damals kleine Hafenort Stylida bei Lamia, wo der die Geschichte erzählende deutsche Generalarzt Doktor O., vor dem Kaffeehaus sitzend, eine ganze Versammlung von Störchen beobachtete, die unaufhörlich über der Stadt kreisten. Das Merkwürdigste war, daß sie sich immer wieder an einem Punkt zusammenfanden und dann von neuem auseinander flogen, scheinbar ganz beschäftigt von einer Angelegenheit, die ihre Aufmerksamkeit völlig in Anspruch nahm. Dabei klapperten sie laut und schienen aufs höchste erregt zu sein. Die zahlreichen

Storchnester rundum waren alle leer. Nur in einem einzigen saß trübselig mit gesenktem Kopf, ein Weibchen, als sei es aus der Gesellschaft ausgestoßen. Doktor O., der einen solchen Storchenaufruhr noch nicht miterlebt hatte, fragte interessiert einen seiner Nachbarn, was das ungewöhnliche Betragen des Schwarmes wohl zu bedeuten haben möge. Man gab ihm zur Antwort, das Ganze sei ein Ehegericht. Dergleichen käme häufig vor. Er möge nur abwarten und zusehen. Es gelte ganz sicher dem verlassenen, einzelnen Weibchen im Nest.

Das Kreisen, sich Begegnen und Bogenfliegen der Versammlung dauerte noch eine Weile an. Dann trafen sie sich alle unter rauschendem Geklapper bei der Alleinsitzenden, und ein paar Minuten später lag die Störchin blutüberströmt, zerzaust unten auf der Straße und starb gleich darauf zuckend vor den Füßen der Menschen. Nun löste sich das Gericht auf. In einzelnen Schwärmen, so wie sie angekommen waren, zogen die schwarz-weißen Flieger ab, und bald war nichts Besonderes mehr zu sehen. Dreimal in fünf Jahren erlebte der Beobachter ein solches Storchenurteil, und jedesmal endete es mit dem Tode der angeklagten und als schuldig befundenen Störchin.

Ganz übereinstimmende Berichte von derartigen Vorgängen bei unserem sonst so gern gesehenen Dachgenossen gibt es sowohl aus Ägypten, dem Winterzufluchtsort unserer Störche, als auch aus unseren Breiten. Aus dem 16. Jahrhundert berichtet uns eine sehr genaue Aufzeichnung eines Wittenberger Professors der Rechte, daß sich auf einer Wiese an hundert Störche zusammengefunden hatten, zwei Stunden lang klapperten und berieten und endlich auf einen in ihrer Mitte befindlichen sich stürzten, wobei jeder Storch ihm einen Stich mit dem Schnabel versetzte, bis der Angegriffene tot zu Boden sank.

Der Beiram-Hammel von Kairo.

Von Dr. L. Frank-Kairo.

Der neunte Monat, der Fastenmonat Ramadan, ist vorüber. In der Nacht vor dem 27., der Nacht der Gnade, „Lêlet el Kadr", war dem Propheten der Koran vom Himmel überreicht worden, und fröhlich und gläubig kann der Muselmann wieder in die Zukunft schauen.

Das Beiram, das Fest der Freude, beginnt. Alles Leben, das für einen Monat in die Nacht geflüchtet ist, ergießt sich wieder in den lachenden Tag. Leichter wandeln die Gestalten in den geschmeidigen Galabejern, den langwallenden Kaftanen. Aus den Gesichtern leuchtet Verklärung; Freunde und Bekannte umarmen sich, beglückwünschen einander. Feiern sind im Gange. Die Kaffeehäuser gleichen Bienenkörben; bis mitten auf die Bürgersteige sitzen die feiernden Männer, schlürfen Kaffee, spielen Krick-Krack und ziehen an der Wasserpfeife.

Schon seit langem ist für die Beiram-Tage vorgesorgt. Abgesehen von den Geschenken, die man wie bei uns an Weihnachten für Kinder, Verwandte Diener und Arme bereit gehalten und jetzt überreicht hat, spielt auch der Festbraten eine besondere Rolle.

Zu den charakteristischen Bildern vor dem nahenden Beiram gehören die Schaf- und Hammelherden, die dann allenthalben die Straßen Kairos durchziehen. In Trupps von fünf bis zwanzig Stück, Händler an der Spitze, die Treiber hinterdrein, pilgern die Tiere mit dem baumelnden Fettschwänzen so lange umher, bis das letzte seinen Käufer gefunden hat. Viele Araber der Altstadt haben sich ihren Festbraten selbst großgezogen. In diesen Vierteln werden die Hausflure oder Nebenkammern noch oft als Ställe zur Schaf-, Ziegen- und Geflügelzucht benützt. Wenn auch schon lange in die Großstadt übergesiedelt, kommen diese „Städter" von ihrer tausendjährigen Fellachennatur nicht los. Tagsüber treibt sich dann der Tierbestand mit den Kindern zusammen in den schmalen Gassen umher, Esel und Kamele bringen das Futter vom Lande herein.

Die Beiramfeste bedeuten die Gerichtstage für die Masttiere, besonders für die Hämmel. Der Europäer, der nur das kurzschwänzige Wollschaf kennt, staunt über diese Rasse mit dem häßlichen, aber dem Menschen so wertvollen Fettschwanz. Durch die lange Weide- und Stehmast hat dieser bei manchen eine Schwere erreicht, daß dem Tier das Gehen kaum mehr möglich ist. Fettschwänze von sechs bis acht Kilo sind keine Seltenheit. Aus alten Zeiten berichtet eine Sage von Schafen, deren Schwänze mit besonderem Wagen hinterher gefahren wurden. Ob diese Eigenart von früheren Steppenrassen vererbt wurde, die — ähnlich wie die Kamele den Höcker — ihren Schwanz für die Trockenheit als Fettbehälter ausbildeten? Wahrscheinlich ist in dem breitschwänzigen, fetten Schaf Asiens der normale Typ des durch die langjährige Zucht entstellten Fettschwänzer zu suchen. Und die semitischen Völker, die das Schwein als Schlachtvieh verabscheuten, aber das Schaf als wertvollsten Fettlieferanten gebrauchten, sie haben bei ihrer Zucht nur die mit den besten Schwänzen bevorzugt, und dadurch diese Art schon früh als Wirtschaftstier vervollkommnet. Neben dem Fleisch und der Wolle lieferte ihnen dieser Hammel noch den Schwanz als besonderes Nahrungsmittel hinzu, und sein Fettgehalt diente wie auch noch heute zur Herstellung von Lichtern.

Schon zur Zeit des mittleren Reiches ist diese Schafart in Ägypten bekannt. Aus Syrien und Palästina wird sie über Arabien in das Land der Pharaonen eingedrungen sein. Ihre wirtschaftliche Bedeutung hat dann das altägyptische Schaf, das auf bildlichen Darstellungen als ein hochbeiniges, kurzhaariges Tier mit schlankem Schwanz und wagerechtem Gehörn erscheint, immer mehr aus dem Deltaland verdrängt. Seit der achtzehnten Dynastie, den Tagen Tutanchamons, ist keine Abbildung des Hornschafes mehr auf den Denkmälern Ägyptens bekannt geworden.

In der Beiram-Woche besuchte ich einen befreundeten ägyptischen Arzt, der Deutschland liebt und auch die deutsche Sprache studiert hat. Bei einem Täßchen „Arabischen" plauderten wir über Politik. Plötzlich sprang mit Gekrach die Salontür auf, und ein mächtiger Fettschwanzhammel kam herein gepoltert. Wirklich, man macht es den reichen Ägyptern bequem, bringt ihnen die Schlachttiere bis zum dritten Stock herauf, selbst bis in den Salon. Unter allgemeinem Lachen wurden Hammel und Händler auf den Flur verwiesen, und hier entfaltete sich während des Befühlens und Abtastens der Tiere — denn noch zwei andere waren hinzu gekommen — ein langes, arabisches Gefeilsche um den Preis des fettesten. Nach einer halben Stunde endlich — doch was sind dreißig Minuten im Orient — war der Preis auf anderthalb Pfund herunter gehandelt. In einer weniger belebten Straße würde das Tier dann bis zu seinem Gerichtstag einfach unten vor dem Hause angebunden und vom Bauab gefüttert werden. Hier spazierte der Hammel hinauf aufs flache Dach, von wo er vergeblich nach seinen Kameraden klagte und schrie.

Drei Tage später saß eine heitere Gesellschaft von zwölf Männern um den Hammel, feierte Beiram, das Fest des Fastenbrechens, und verzehrte das Bratenfleisch mit sichtlichem Behagen.



Bunte Chronik



* **Ein 2000 jähriges Bergwerk stillgelegt.** Die Blei- und Zinnbergwerke von Laurium bei Thessalonich, die schon im griechischen Altertum ausgebeutet wurden und von denen die griechischen Klassiker öfters erzählten, sind vor einiger Zeit endgültig stillgelegt worden. Die Gestehungskosten waren zu hoch, als daß sich der weitere Abbau der Gruben gelohnt hätte. Die Gruben haben zuletzt einer italienischen Gesellschaft gehört.

* **Renntiere in den Alpen.** Die französische Postverwaltung beschäftigt sich mit einem interessanten Experiment. Sie will in den Bergen von Savoyen die Aufzucht von Renntieren versuchen. Bis jetzt hat man etwa ein Dutzend der Tiere in der Gegend von Chambéry ausgesetzt. Um zu verhindern, daß die kostbaren Zuchttiere von Jägern niedergeknallt werden, hat man ihnen eine Glocke um den Hals gehängt.

* **Selbstmord einer Tigerschlange.** George F. Getz ist ein Schlangenfreund und er züchtet diese Reptilien auf seiner Farm im amerikanischen Staat Michigan in großen Mengen. Getz berichtet nun über den Selbstmord einer seiner Lieblinge, einer Tigerschlange. Das etwa zehn Meter lange und drei Zentner schwere Reptil fühlte sich offenbar in der Gesellschaft der anderen Tiere nicht wohl, war deshalb in ein tiefes Wasserfaß gekrochen; sie blieb solange in diesem Versteck liegen, bis sie krepiert war.



Lustige Rundschau



* **Geistreich.** Der Vicomte des Segur sagte eines Tages zu dem Grafen Vaines, den er ebenso wenig leiden konnte wie dieser ihn: „Ich habe gehört, Sie hätten in einer Gesellschaft, wo behauptet worden war, ich hätte Geist, gesagt, daß ich keinen hätte. Ist das wahr?" Vaines erwiderte: „Das ist ganz bestimmt nicht wahr, denn ich bin noch nie in einer Gesellschaft gewesen, wo man behauptet hätte, Sie hätten Geist."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg